

der Freitag Sachbuch



FOTO: MICHAEL DRESSSEL

Los Angeles, CA, 2017

Untergang einer Weltmacht

USA „The End is Near, Here“ – Die Bilder in dieser Beilage stammen von dem Ost-Berliner Fotografen Michael Dressel. Man muss nicht historisch bewandert sein, um die Fotografien als Menetekel zu verstehen

von Frank Schirrmester

Das deutsche Bild der USA hat sich je nach Weltlage öfter gewandelt. Waren die Westdeutschen einst qua Geburt vorbildliche Amerika-Versteher, hat sich mit der Wiedervereinigung die mentale Landkarte verschoben, denn für die Ostdeutschen waren die USA nie der entscheidende Bezugspunkt im Koordinatensystem ihrer Identität. Die Vasallentreue der Bundesregierung zum großen Verbündeten war dort stets umstritten, zu stark war und ist noch die Erinnerung an die seinerzeitige „unverbrüchliche Freundschaft“ zur Sowjetunion, die nichts anderes

als Unterwerfung unter den großen Bruder meinte. Aber auch gesamtdeutsch überwiegt heute die Skepsis gegenüber einem Land, das sich trotz offenkundiger Schwächen immer noch als Anführer der freien Welt versteht und seine – längst nicht mehr mehrheitsfähige – Weltordnung notfalls mit Feuer und Schwert durchsetzt.

Einige Gründe für die Ernüchterung und das Befremden beim Blick auf die USA zeigt Michael Dressel in dem Bildband *The End is Near, Here*. Schon der Titel verrät unmissverständlich, dass seine Bestandsaufnahme zur Lage der Nation nicht sonderlich zuversichtlich ist. Das Land, wie Dressel es sieht, scheint buchstäblich am Ende zu sein; die Infrastruktur langsam zerbrö-

selnd, der Alltag geprägt von (religiösem) Fanatismus, von Waffenfetischismus und verbreiteter bitterer Armut. Seine Bewohner ergehen sich in Hader und Zwietracht und stehen sich unversöhnlich gegenüber. Einig scheint man sich nur zu sein, bei allem Streit immer noch in „God’s Own Country“ zu leben.

Für den Außenstehenden wirkt dieser omnipräsente Nationalismus, der noch den elendsten Bettler auf der Straße die US-Flagge hochhalten lässt, auch wenn der Staat ihn lange schon im Stich gelassen hat, bizarr. Wie viel jahrzehntelange Gehirnwäsche mag dahinterstecken, dass selbst die Verlierer des Rattenrennens um einen würdigen Platz im Leben die Schuld

an ihrem Schicksal im eigenen Versagen statt dem des Systems suchen.

Voreingenommenheit lässt sich Michael Dressel nicht vorwerfen. 1958 in Ost-Berlin geboren, studierte er kurze Zeit an der Kunsthochschule Weißensee, bevor er wegen eines gescheiterten Fluchtversuchs zwei Jahre im DDR-Knast verbringen musste. Nach seinem Freikauf durch den Westen ging er zunächst nach West-Berlin und landete Mitte der 1980er in Los Angeles, wo er sich in der Filmindustrie als Sound Editor einen Namen machte und sogar Mitglied der Oscar Academy wurde. Seitdem ist er ein Wanderer zwischen den Welten und pendelt zwischen Berlin und L. A. Für Dressel ist der amerikanische Traum, in dem

vermeintlich jeder sein Glück machen kann, wahr geworden. Nach fast vierzig Jahren in Los Angeles ist er allerdings auch Zeuge, wie sich die Gesellschaft verändert hat. Entstanden ist eine Form des Kapitalismus, die er „Post-Wettbewerbs-Kannibalismus“ nennt.

So gesehen sind Dressels Bilder vom Niedergang der Weltmacht Zeugnisse enttäuschter Liebe und einer schleichenden Entfremdung. Ein Sozialkritiker aus Berufung ist Dressel nicht, aber vielleicht hat es mit seiner ostdeutschen Herkunft zu tun, dass sein Blick geschärft ist für all die gebrochenen Figuren, Gescheiterten und Elenden, die seine Bilder bevölkern. Diese Menschen sind ja auch längst keine zu vernachlässigende Randgruppe mehr, sondern drängen mehr und mehr ins Blickfeld der Öffentlichkeit, schon rein zahlenmäßig. Zwar steigen in allen westlichen Ländern die Armutszahlen in ungekannte Höhen, die USA sind jedoch unerreichtes Vorbild, wie auch bei der Drogenkrise, der seit 1999 über 800.000 Menschen zum Opfer gefallen sind. Die, die noch am Leben, aber merklich von ihm gezeichnet sind, sind der Stoff für Dressels Bilder. Beruflich in der künstlichen Welt der Traumfabrik unterwegs, sehen die Menschen am Rand für ihn einfach interessanter aus, haben eine Geschichte und Ausstrahlung, die in ihren Physiognomien sichtbar wird.

Dysfunktionale Shit Show

Tatsächlich kann sich der Betrachter der Intensität mancher Porträts schwer entziehen. Neben der bedrückenden Armut und der Obdachlosigkeit, die eines Industrielandes unwürdig sind, sind es die verschiedensten Formen von fast schon wahnhaftem Fanatismus, der aus vielen Gesichtern leuchtet. Dabei ist es egal, ob es sich um Waffennarren, religiöse Eiferer oder um Trump-Anhänger handelt. Alle eint die Überzeugung, in einer von Feinden umgebenen Welt zu leben und sich wehren zu müssen. Neu ist diese Diagnose nicht. Bereits Michael Moore entwarf 2002 in seinem Dokumentarfilm *Bowling for Columbine* das Bild einer Gesellschaft, die in einer kollektiven Paranoia gefangen ist. Neu ist höchstens, dass manche Beobachter die USA gar am Rand eines Bürgerkrieges wähen. Für Dressel hat die Spaltung der Gesellschaft das Land in eine „völlig dysfunktionale Shit Show voller hasserfüllter Gemeinheit und grotesker Dummheit verwandelt.“

Dressels Sicht auf die US-Gesellschaft am Vorabend der Präsidentschaftswahl lässt kaum Raum für Optimismus. Man muss nicht historisch bewandert sein, um die Fotografien als Menetekel zu verstehen, das den Untergang eines Imperiums erahnen lässt, auch wenn es immer noch genügend Anziehungskraft besitzt. Zweifellos steht das Land an einem Wendepunkt, und man darf zu Recht Angst davor haben, wie diese Wende aussehen wird.

The End is Near, Here Michael Dressel
Hartmann 2024, 176 S., 104 Bilder, 29 €

ANZEIGE

Motiv: © bellerz / Getty Images

DAS ENDE DER ALTEN WELTORDNUNG

Kriege in der Ukraine und im Nahen Osten: Die Ordnung der Welt, wie wir sie kannten, zerbricht. Wie agieren die USA und der Westen in diesen geopolitischen Krisen? Starjournalist Bob Woodward schildert aus nächster Nähe das Krisenmanagement der USA und ihrer europäischen Verbündeten.

Aus dem Englischen von Sylvia Bieker, Annika Domänko, Gisela Fichtl u. a. 480 Seiten mit Abbildungen. Gebunden und als E-Book. hanser-literaturverlage.de

HANSER
BÜCHER DER
SECHS



ERSCHEINT AM
18. OKTOBER 2024

Szenen einer filmverrückten Ehe

Kino Thilo Wydra beschreibt die einmalige Komplizenschaft von Alma und Alfred Hitchcock

von **Barbara Schweizerhof**

Als Alfred Hitchcock 1979 – ein Jahr vor seinem Tod – vom American Film Institute für sein Lebenswerk ausgezeichnet wurde, sprach er in seiner Dankesrede über vier Menschen, von denen er „das meiste an Zuneigung, Anerkennung und Ermutigung“ erfahren habe: eine Cutterin, eine Drehbuchautorin, die Mutter seiner Tochter und eine hervorragende Köchin. Dann kam er zur Pointe: „Und sie alle heißen Alma Reville.“

Die Pointe hat es durchaus in sich. Zwar ist es nicht ungewöhnlich, dass Preisträger sich für die Unterstützung durch ihre Liebsten und Nächsten bedanken. Aber Hitchcock geht in Bezug auf seine Ehefrau Alma, mit der er zu diesem Zeitpunkt im 53. Jahr verheiratet ist, eben einen Schritt weiter: Sie war nicht nur sein privater Rückhalt, wie es das Sprichwort von der Frau, die hinter jedem großen Mann steht, oft meint. Alma Reville war Alfred Hitchcocks engste Mitarbeiterin. Sie war nicht die Frau „hinter Hitchcock“, sie war die Frau neben ihm, und das von den Anfängen in den Filmstudios von Islington, London in den 1920ern an.

Seite an Seite

Das modische Ding wäre es nun gewesen, dieser nur selten angemessen gewürdigten Frau endlich ihre eigene Biografie zu widmen. Aber Filmjournalist Thilo Wydra, dem 2020 mit *Eine Liebe in Paris*, *Romy und Alain* bereits eine so raffiniert wie einleuchtend verbundene Doppelbiografie von Romy Schneider und Alain Delon gelang, wersetzt sich der zeitgeistigen Versuchung. *Alma und Alfred Hitchcock* ist erneut eine Doppelbiografie, in der die Lebensstationen beider Protagonisten unterhaltsam nacherzählt werden. Nur dass die innere Dramaturgie hier eine entgegengesetzte zu der im Romy-und-Alain-Buch ist. Dort ging es darum, die innere Verbundenheit der zwei Schauspiellegenden aufzuzeigen, auch wenn deren Lebenswege sich nach Ende ihrer Liebesaffäre getrennt bewegten. Beim Ehepaar Hitchcock besteht das Kunststück nun darin, Alfred und Alma als Individuen erkennbar zu halten, auch wenn

sie vom Kennenlernen bis zum Tod Alfreds 1980 (zwei Jahre vor Alma im Jahr 1982) fast alles sprichwörtlich und buchstäblich Seite an Seite machten.

Der Ton, den Wydra dabei anschlägt, ist weniger pathetisch, als es der Titel *Eine Liebe fürs Leben* zu versprechen scheint. Zwar scheut er vor rhetorischen Ankündigungen im Stil von „Es sollte die wichtigste Begegnung ihres Lebens werden“ nicht zurück, aber zugleich bleibt er beim Nacherzählen immer fest auf dem Boden der angegebenen Quellen. Statt sich, wie es in Promi-Biografien zu oft geschieht, ins Gefühlsleben seiner Helden hineinzufantazieren, montiert Wydra die Aussagen zahlreicher Interviewpartner und -partnerinnen zu einer Art Oral History einer Beziehung und eines Arbeitslebens, das zusätzliche Spannung daraus gewinnt, dass man sechs Jahrzehnte Filmgeschichte samt ihrer technischen Umbrüche mitgeschildert bekommt.

Wydra selbst hat unter anderem mit den Hitchcock-Enkelinnen Mary und Tere gesprochen und ergänzt deren Aussagen mit reichem Anekdoten-Material aus dem Umkreis weiterer Mitarbeiter und Beobachter des Hitchcock'schen Oeuvres. Was daraus entsteht, ist viel mehr als nur ein Ritt durchs Leben zweier Menschen, die sich als „Filmverrückte“ ganz und gar dem Kino gewidmet haben, durch zahlreiche Kassenerfolge und Kritikererfahrungen hindurch. Man erfährt nicht nur, dass Alma als namhafte Cutterin und Continuity-Spezialistin jemand war, die der junge Hitchcock zunächst kaum anzusprechen wagte, sondern auch, dass die innige Freundschaft, die das Paar mit Grace Kelly und Ingrid Bergman verband, dem kursierenden Vorurteil, Hitchcock sei ein misogyner Regisseur gewesen, doch sehr widerspricht. Wunderbar beiläufig weist Wydra all den kolportierten Hitchcock-Zitaten („Schauspieler sind Vieh“) ihren richtigen Platz zu und erklärt Begriffe wie „MacGuffin“ und „Suspense“. Im Privaten übrigens soll Hitchcock jeden „Suspense“ gehasst haben.

Eine Liebe fürs Leben. Alma und Alfred Hitchcock Thilo Wydra
Heyne Verlag 2024, 496 S., 24 €



Los Angeles, CA, 2021

FOTO: MICHAEL DRESSEL

Nicht noch mal viral

Pandemie Der Virologe Hendrik Streeck fordert eine gründliche Aufarbeitung der „größten Krise der Nachkriegszeit“

von **Thomas Gesterkamp**

Die Erinnerung an Corona verblasst. Die Kriege in der Ukraine und in Gaza, die Migrationspolitik und der Höhenflug der AfD prägen die öffentlichen Debatten. Während die offizielle Aufarbeitung der Pandemie durch staatliche Stellen auf sich warten lässt, häufen sich die Publikationen einzelner Beteiligten. Den Anfang machte Ex-Gesundheitsminister Jens Spahn (CDU) mit *Wir werden einander viel verzeihen müssen*. Der Buchtitel ließ zumindest Anzeichen von Selbstkritik erkennen. Weniger Zweifel am eigenen Handeln offenbarten der Journalist Georg Mascolo und der Virologe Christian Drosten in *Alles überstanden?*. Die in Gesprächsform präsentierte, vorgeblich kritische Bilanz las sich wie eine Rechtfertigungsschrift zweier Vertreter der gesellschaftlichen Elite.

Nun legt Hendrik Streeck, Initiator der „Heinsberg-Studie“ über den frühen Virusausbruch im rheinischen Gangelt und später wie Drosten Berater der Politik, seine Sicht der Dinge dar. *Nachbeben* kommt im Vergleich differenziert und abwägend daher, der Autor möchte „vermeintlich unverschämte Positionen wieder auf den Pfad einer offenen Diskussion führen“. Er übt Kritik an der Rolle der Wissenschaft, ohne dezidiert Namen zu nennen. Bewusst vermeidet er persönliche Angriffe, stellt aber klar: Politisches Handeln dürfe sich nicht allein auf „Expertenmeinungen der vermeintlichen Mehrheit“ stützen, sondern in einem „ständigen Austausch mit unterschiedlichen Positionen“ stehen und bereit sein, „einmal gewonnene Erkenntnisse immer wieder zu hinterfragen“.

Streeck will nicht nur Vergangenes reflektieren, sondern einen „positiven und pragmatischen Ausblick in die Zukunft“ bieten. Für ihn steht im Vordergrund, was „wir beim nächsten Mal besser machen sollten“. Dass es dieses nächste Mal geben wird, davon ist er überzeugt. „Die Teenager, die jetzt Teile ihrer Schulzeit im Lockdown verbracht haben, werden mindestens noch

eine, wenn nicht zwei Pandemien erleben.“ Die Wahrscheinlichkeit erneuter Ausbrüche sei hoch, das Risiko habe sich in den letzten Jahrzehnten mindestens verdreifacht. Durch die Globalisierung sieht er „die Zeitabstände ebenso wie die Wege zwischen Ländern und Menschen geschrumpft“, innerhalb weniger Tage könnten sich gefährliche Viren über den ganzen Erdball verbreiten.

Für umso wichtiger hält der Autor, die „größte Krise der Nachkriegszeit“ gründlich aufzuarbeiten. Als positive Beispiele dafür nennt er Österreich, die USA und die Schweiz, ohne im Detail darauf einzugehen. Hierzulande sei „viel schiefgelaufen“, Behörden wie die Gesundheitsämter und erst recht das vorrangig zuständige Robert-Koch-Institut wirkten völlig überfordert. Notwendig sei nun eine ergebnisoffene, ehrliche und transparente Darstellung von Fehlern und Versäumnissen: „Was nicht geschehen darf, ist diese Zeit totzuschweigen oder zu versuchen, die Geschichte umzuschreiben.“ Gemeinsam müsse man „eine Art Richtschnur für die Zusammenarbeit und Kommunikation zwischen Politik, Öff-

entlichkeit und Wissenschaft“ entwickeln. Streecks Kernthese dazu: Um die eigene Glaubwürdigkeit zu stärken, sollten sich die Verantwortlichen nicht mehr (wie während der Pandemie geschehen) hinter dem Rat einiger ausgesuchter Fachleute verstecken; umgekehrt sollten Forscher nicht vorschnell politische Forderungen bedienen. Man brauche vielmehr eine „scharfe Trennung: Wissenschaftliche Experten beraten, Politiker treffen die Entscheidungen – auch wenn einige Experten dies anders sehen“.

Der zuletzt zitierte Halbsatz ist typisch für Streecks sprachlichen Duktus. Seine eigene Meinung versteckt er häufig hinter Formulierungen, die seine Differenzen zu den Ansichten von Kollegen nur andeuten. Das war schon während der Pandemie so: Der Bonner Virologe blieb in Talkshows und Interviews stets höflich und zurückhaltend, dramatisierte weit weniger als etwa der TV-Dauergast und heutige Gesundheitsminister Karl Lauterbach (SPD). Streeck hat sich nie klar eingereicht in das selbstgefällig so benannte „Team Vorsicht“, in dem rot-grüne Parteigänger überdurchschnittlich vertreten waren. Nicht wenige Journalisten stilisierten ihn prompt zum Widerpart von Christian Drosten.

Kooperiert hat er vor allem mit dem früheren nordrhein-westfälischen Ministerpräsidenten Armin Laschet (CDU). Nun will der Wissenschaftler 2025 sogar für die CDU im Wahlkreis Bonn für den Bundestag kandidieren. Laschet wie Streeck opponierten gegen die Devise „Alles dichtmachen“, die der Schauspieler Jan Josef Liefers und seine Kolleg:innen in ihren Videos im April 2021 aufs Korn nahmen. Der später gescheiterte christdemokratische Kanzlerkandidat plädierte immer wieder für behutsame Lockerungen und einen weniger rigiden Kurs. Drastische Strategien wie „Zero Covid“ oder „No Covid“ lehnte er ab – ohne dabei die Gefährlichkeit des Virus zu leugnen.

Vor allem aber ließ sich Armin Laschet von Anfang an interdisziplinär und nicht nur einseitig von Ärzten beraten. Durch die Expertise aus Ökonomie, Soziologie, Psychologie oder Pädagogik gerieten Themen wie die katastrophalen Auswirkungen der monatelangen Schulschließungen oder die Überlebenskämpfe von Künstlern, Gastwirten und anderen Selbstständigen überhaupt erst ins Blickfeld.

„Eine Pandemie ist kein rein virologisches oder medizinisches Phänomen, sondern Gegenstand vieler Fachwissenschaften“, so sieht es auch Streeck. Er benennt damit einen Allgemeinplatz, den andere Akteure leider vernachlässigt haben. Sein Fazit: „Die Pandemie ist vorbei, ihre Nachbeben spüren wir bis heute.“

Der Autor wirbt dafür, die bis in persönliche Beziehungen hineinreichenden Gräben nicht weiter zu vertiefen. Im Gegenteil solle man „Brücken innerhalb der Wissenschaft und der Gesellschaft“ bauen. Eine ergebnisoffene Aufarbeitung könne, so Streeck, helfen, „Wunden aus dieser Zeit zu heilen“ und die Herausforderungen zukünftiger Krisen besser gewappnet meistern zu können.

Nachbeben. Die Pandemie, ihre Folgen und was wir daraus lernen können
Hendrik Streeck Piper Verlag 2024, 320 S., 22 €

ANZEIGE

Das neue Buch der
Tucholsky-Preisträgerin
über die bedrängenden
Schrecken der Gegenwart



rowohl.de

Tausend Jahre Selbstverständnis

Ukraine Der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk über die Nationen-Biografie seines Kollegen Yaroslav Hrytsak

von Ilko-Sascha Kowalczuk

Flächenmäßig ist die Ukraine das größte Land Europas, dennoch war bis vor wenigen Jahren den meisten Europäern praktisch nichts über die Ukraine bekannt. Der Grund dafür war einfach: Kaum jemand interessierte sich für den seit 1991 unabhängigen Staat. Die Ausnahmen in Europa bildeten Polen und die baltischen Staaten, weil sie über Jahrhunderte hinweg mit der Ukraine eine komplizierte gemeinsame Geschichte aufwiesen, sowie natürlich Menschen mit familiären Bezügen zur Ukraine, wie zum Beispiel der Autor dieser Rezension. Noch heute ist es in Deutschland üblich, die Sowjetunion mit Russland in eins zu setzen. Das hat handfeste politische Auswirkungen. Wenn deutsche „Friedensaktivisten“ sagen, nie wieder dürften deutsche Waffen gegen Russland eingesetzt werden, weil dort der Hitler-Faschismus am schlimmsten gewütet habe, so übergehen sie die Ukraine auf geschichtsrevisionistische Art und Weise.

Das hat Tradition. Schon die Okkupation der Ostukraine und der Krym durch russische Truppen ab 2014 ist in weiten Teilen der deutschen Gesellschaft wie eine inner-russische Angelegenheit betrachtet worden. Und bereits da spielten sich viele als Kenner einer Region auf, von der die meisten wirklich keine Ahnung haben. Das hat sich nach der Ausweitung des russländischen Vernichtungsfeldzuges gegen die Ukraine seit 24. Februar 2022 erheblich verschärft. Ja, der Kreml erklärt immer wieder, zuletzt im Oktober 2024, dass es zu seinen Kriegszielen gehört, dass die auch von Moskau 1994 im Budapester Abkommen anerkannten Staatsgrenzen der Ukraine revidiert und der Staat Ukraine, wenn überhaupt, nur noch als kleiner Rumpfstaat unter russischem Protektorat bestehen solle. Tatsächlich hat Putin immer wieder in Geschichtsreden erklärt, so am 12. Juli 2021, dass Russen und Ukrainer *ein* Volk darstellen und die Rede von der Ukraine als selbstständiger Nation historisch haltlos sei. Am 24. Februar 2022 sagte Putin, der „militärische Spezialeinsatz“ diene der „Selbstverteidigung“. Er verwies darauf, die Ukraine müsse einen neutralen Status erhalten und entmilitarisiert und entnazifiziert werden (Rede vom 16. März 2022). Im Kern ging und geht es darum, die Ukraine – in welcher Form auch immer – unter seine Kontrolle zu bekommen.

Die Kriegsbegegnung Putins ist klassisch imperialistisch. Genau genommen geht ihn das alles nichts an, ob die Ukraine nun naziverseucht oder hochmilitarisiert sei oder nicht (was beides nicht ansatzweise stimmt), da es sich auch nach Moskauer Ansicht seit 1994 um einen unabhängigen und souveränen Staat handelt. Putin spielte immer wieder die ganz große Karte und erklärte, dass die Ukraine keine Geschichte habe, immer zu Russland gehört habe und – mit einer unnachahmlichen Volte – die Regierungsnazis in der Ukraine die Tragödie von 1941 bis 1945, den Überfall von Nazis auf Russland beziehungsweise die Sowjetunion, wiederholen wollten.

Diffuses Expertentum

Diese Rhetorik verfiel in Westeuropa. In Deutschland gab es auf einmal ganz viele „Experten“, die über die Kollaboration der Ukrainer mit den Nazis plötzlich ebenso ausführlich zu berichten wussten, wie sie Details von Stepan Banderas Biografie kannten. Auch die Pogrome nach dem Ersten Weltkrieg scheinen in deutschen Gesellschaftskreisen auf einmal ebenso bis in letzte Details bekannt zu sein wie die Geschichte der Krym und warum sie eigentlich nicht zur Ukraine gehöre. Und natürlich kannten sich auf einmal sehr viele in der ukrainischen Innenpolitik, Geschichtspolitik und den Differenzen innerhalb der ukrainischen Gesellschaft so hervorragend aus, dass man sich fragte, warum sind die Leute nicht annähernd so gut über die eigene, die deutsche Geschichte und Gegenwart informiert.

Kein Zufall, dass die russischen, die Kreml-Narrative überwogen und die wenigen echten Experten in Deutschland in der



Mojave, CA, 2022

Öffentlichkeit kaum zum Zuge kamen, beziehungsweise verunglimpft und beleidigt wurden. Die bislang erschienenen seriösen Bücher zur Geschichte und Gegenwart der Ukraine, seit 2022 in hoher Anzahl, aber nicht hoher Auflage verlegt, wurden jedenfalls keine Bestseller. Von dem vielleicht kundigsten Ukraine-Kenner im Westen, dem in den USA forschenden Serhii Plokyh, kamen in rascher Folge drei einschlägige Bücher heraus – genützt haben sie der De-

Hrytsaks Ukraine-Buch ist wichtig für die Debatte – hat aber Leerstellen

batte kaum, obwohl sie an Lesbarkeit und Informationsgehalt kaum zu überbieten sind. Viele Gegner der Ukraine, die sich selbst nicht als solche bezeichnen würden, interessieren sich einfach nicht für Fakten.

Ich fürchte, auch das Buch *Ukraine. Biographie einer bedrängten Nation* von Yaroslav Hrytsak, einem der wichtigsten Historiker und Public Intellectuals in der Ukraine, wird daran nichts ändern. Denn es müsste gelesen und debattiert werden – außerhalb von Fachkreisen. Das Buch trägt im Original einen Titel, den der Autor in der Einleitung auch erläutert: *Die globale Geschichte der Ukraine* – Hrytsak möchte die Geschichte der Ukraine als Bestandteil der Globalgeschichte erklären, was löblich ist. Das ist ein hehrer Anspruch, den er genauso erfüllt wie Plokyh, nur dass dieser etwas bescheidener bleibt.

In der englischen Ausgabe heißt Hrytsaks Buch zutreffender *Die Entstehung einer Nation*. Tatsächlich zeigt der Autor in sechs großen Kapiteln, wie die Ukraine in fast 1.000 Jahren zu dem wurde, was sie heute ist. Die Gelehrsamkeit und das fundierte Wissen in diesem Buch fesseln den kundigen Leser von der ersten bis zur letzten Seite. Hrytsak nimmt seine Leserschaft nicht auf eine strikt chronologische Geschichtsreise mit, sondern problematisiert die aufeinander aufbauenden, zentralen Wegmarken der Nationswerdung: Grenzen, Sprache, Literatur, Gewalt, Kriege, Pogrome, Herrschaft. Es geht im Kern um die Selbstbehauptung einer Nation, die weder über einen Staat noch über ein hinreichend allgemeingültiges Selbstverständnis verfügte. Es geht um Ukrainer, die oft nicht

einmal die ukrainische Sprache benutzten oder gar auch nur konnten.

Das Buch hat mich gefesselt und atemlos in seinen Bann gezogen. Es ist ein Buch eines überaus gelehrten Historikers für – andere Historiker. Obwohl es schwungvoll geschrieben ist, könnte ich es niemandem, der erstmals etwas über die Geschichte der Ukraine lesen möchte, empfehlen. Es hat zu oft Seminarcharakter, es wird zu wenig erzählt, es hat zu stark eine große Idee – die lautet: den russischen Narrativen starke ukrainische entgegenzusetzen und so zu belegen, dass die Ukraine und ihre Gesellschaft schon immer im Abwehrkampf standen. Hrytsak geht an keiner Stelle auf russische Narrative ein, sie sind als Subtexte aber

omnipräsent. Das engagierte Buch, das in eine notwendige Debatte eingreift und im Prinzip den russländischen Vernichtungsfeldzug argumentativ bekämpft, entfacht eine Abwehrschlacht. Heraus kommt eine Geschichte, die mir jedenfalls bei aller Sympathie Unbehagen bereitet: Denn der Autor entwirft eine Ukraine und ukrainische Gesellschaftsbilder über die Jahrhunderte, die auch jene nicht überzeugen dürften, die gar keine Kenntnisse von der Ukraine haben. Nehmen wir die Jahre 1945 bis 1985, die Jahre in der Sowjetunion. Was hier vorgeführt wird, ist wie eine Blaupause auch für die anderen Jahrhunderte zu verstehen: Die Ukraine erscheint als imperial beherrschtes Land. Aus dem innergesellschaftlichen Leben erfährt der Leser nichts außer Widerstand und ukrainischen Selbstbehauptungswillen. Nichts, was diesem Bild entgegenstehen könnte, findet Aufnahme in die Darstellung. Das ist gerade für die Sowjetzeit einigermaßen abwegig.

Yaroslav Hrytsaks Buch ist in der Ukraine ein außerordentlich wichtiger Beitrag zur Selbstverständigung und Festigung der Nation, die niemand anderes als Diktator Putin seit 2022 so fest schmiedete (wider Willen) wie nichts vor ihm. Als Putin Anfang Februar 2022 gegenüber Präsident Macron in Moskau mit Blick auf die Ukraine in unnachahmlicher Art eine Vergewaltigungsfantasie zitierte: „Ob’s dir gefällt oder nicht, du wirst dich fügen müssen, meine Schöne!“ – da hatte er bereits ausgesprochen, was er mit der Ukraine plante und was bis heute viele in Westeuropa nicht wahrhaben wollen. Putin geht es um den Kampf gegen die Freiheit. In der Ukraine entschei-

det sich jetzt, Mitte der 2020er Jahre, wie „1989“ ausgeht. Dafür benötigen wir auch Geschichtsdarstellungen, um dem russischen Geschichtsrevisionismus, der in handfesten Kriegen mündet, gehaltvoll und argumentativ entgegnetreten zu können. Sie sollten aber den langen Weg zu Demokratie und Freiheit nicht als Heldenepos verklären. Denn Freiheit und Demokratie müssen sich gegen die Widerstände im eigenen Lager durchsetzen und be-

haupten. Davon ist leider bei Yaroslav Hrytsak zu wenig zu lesen. Ich würde jedem empfehlen, es im Tornister bei sich zu tragen, auch für Geschichtsseminare ist es geeignet – Interessierte mit wenig Vorwissen sollten allerdings zuerst Serhii Plokyhs Bücher lesen.

Ukraine. Biographie einer bedrängten Nation Yaroslav Hrytsak
C. H. Beck 2024, 479 S., 34 €

FOTO: MICHAEL DRESSSEL

ANZEIGE

www.aufbau-verlage.de/ch-links-verlag

»China stellt unser System infrage – das sollte uns nicht frustrieren, sondern motivieren!«

Felix Lee und Finn Mayer-Kuckuk,
China-Experten

»freitag.de Buch der Woche

Ch.Links VERLAG

„Wenn ich Zorn oder Melancholie fühle, wo kommt das her?“

Im Gespräch Wie Exil, Fremdheit und Diskriminierung in der Psyche nachwirken, untersucht der aus Iran stammende Historiker Mohammad Sarhangi

Die Angst vor Behördenbriefen, die Hoffnung auf ein neues und friedliches Umfeld – der Historiker Mohammad Sarhangi reflektiert emotionale Erfahrungen von Menschen, die nach Deutschland flüchten mussten oder migrierten. In seinem bei S. Fischer erschienenen Buch *Jahre der Angst, Momente der Hoffnung* verwebt der Autor autobiografische Bezüge und eine Vielzahl von Autor*innen, die ebenfalls zum Thema Migration und dem Bezug zu Deutschland gearbeitet haben. Entstanden ist eine aufschlussreiche, berührende, Gefühlsgeschichte der Migration.

der Freitag: Herr Sarhangi, gleich zu Beginn Ihres Buches, im Prolog, schreiben Sie, dass dieser Text ein Gedankenexperiment, ein Versuch sei. Warum hatten Sie die Intention, das gleich zu klären? Wollten Sie sich nicht festlegen?



Mohammad Sarhangi, geboren 1980 in Iran und aufgewachsen in Deutschland, ist promovierter Historiker am Zentrum für Antisemitismusforschung (TU Berlin). In Zusammenarbeit mit Carolin Emcke und Manuela Bojadžijev wirkte er wissenschaftlich-kuratorisch mit am Oral-History-Projekt „Archiv der Flucht“ am Haus der Kulturen der Welt (HKW)

Mohammad Sarhangi: So ist die Arbeit von Historikerinnen und Historikern, wir spekulieren anhand von Quellen. Ich wollte von Anfang an klarstellen, dass es sich letztendlich um eine Theorie handelt. Und ich zitiere an der Stelle den Soziologen Armin Nassehi mit dem „weißen Blatt“: Alle Theorien, die an diesem weißen Blatt entstehen, entziehen sich letztendlich der Komplexität des Themas. Vielleicht schrieb ich das auch, um nicht sofort angreifbar zu sein. **Verständlich, es ist Ihr erstes Buch. Wann haben Sie bemerkt, dass dieses Thema, also zu gucken, was Migration auf der Gefühlsebene auslöst, ein Buch wird?**

Viele der Ideen sind im Laufe meiner Arbeit am Berliner Haus der Kulturen der Welt entstanden, wo ich vor einigen Jahren am „Archiv der Flucht“ mitgearbeitet habe. Es geht auf die Idee von Carolin Emcke zurück, die das Archiv gemeinsam mit der Migrationsforscherin Manuela Bojadžijev kuratiert hat.

Was hat es mit dem Archiv der Flucht auf sich? Das Archiv funktioniert nach dem Prinzip der „Oral History“, es sind

aufgezeichnete autobiografische Interviews mit Menschen, die auf eine Flucht- und Migrationsgeschichte zurückblicken. An dem Projekt haben wir von 2017 bis 2021 gearbeitet. Heute sind 41 Interviews auf der Website des Archivs Interessierten zugänglich. Während dieser Arbeit habe ich Uffa Jensens Buch *Zornpolitik* gelesen. **Ebenfalls Historiker am Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin...**

Diese Perspektive weitet sich: Einmal ist es die des Erlebenden, der die eigene Fluchtgeschichte erzählt, dann die des Sammelnden, der die Fluchtgeschichten einiger Menschen wiedergibt, und zuletzt die des Historikers, der sich mit Migrationsgeschichte befasst. Diese Perspektiven wechseln immer wieder.

Ich habe beim Schreiben interessanterweise gesehen, dass ich die Perspektiven gar nicht trennen kann. Im Schreibprozess selbst hat das Persönliche mir mehr Spaß gemacht. **Also die Betrachtung Ihrer eigenen Familie, der Flucht aus Iran und dem Ankommen in Deutschland.**

Ich schreibe über die Art und Weise, wie Emotionen geprägt werden. Dafür tat es gut, in die Innenbetrachtung zu gehen. Wenn ich Zorn oder Melancholie fühle, wo kommt das her? Letztendlich habe ich damit zwei Fragen verbunden: die Frage nach der Entwicklung der Migrationsgeschichte in Deutschland und auf der anderen Seite die weitaus interessantere Frage nach der Prägung der Gefühle. Und deswegen konnte ich gar nicht anders, als diese Kombination von diesen drei Stimmen, wie Sie gesagt haben, zu verwenden. **Faszinierend fand ich, wie ehrlich Sie mit sich und mit mir als Leserin sind. So sehr, dass es mir manchmal den Atem verschlagen hat. Sie erzählen zum Beispiel, dass Ihr Vater die Familie verließ und dass Sie und vor allem Ihr Bruder später mit Angstzuständen kämpfen mussten. Das ging so weit, dass Ihr Bruder in eine Klinik eingeliefert wurde.**

Ich glaube, dass die Störung meines Bruders und auch meine eigene sehr mit unserer Migrationsgeschichte zusammenhängen. Oder: Ich hätte sie nicht erzählt, wenn sie nicht damit zusammenhängen würden. Die Art und Weise, wie mein Vater sich hier fühlte, oder wie mein Vater dachte, er müsste sein Leben hier bestreiten, hat sehr viel mit diesen Fluchterfahrungen zu tun, und letztendlich hatte dies auch Auswirkungen auf uns. **Was spielt Deutschland als Land des Ankommens für eine Rolle?**



Las Vegas, NV, 2023 (li.) / Las Vegas, NV, 2024 (re.)

Aus migrantischer Perspektive ist unser Leben durchdrungen von Deutschland. Es geht zunächst darum, bleiben zu dürfen. Dann darum, Aufenthalte zu verlängern. Es geht letztlich um die Frage, ob wir genug Zuneigung bekommen von diesem Land oder nicht. Das prägt. **Was prägt es genau?** Nach meinem Verständnis schüren die Asylpraxis, die Gesetze und vor allem die Debatten über Asyl, Flucht und Migration, auch in der heutigen Zeit, Angst. Die psychische Störung meines Bruders, diese Form von reproduzierter Angst, kann ohne die Flucht- und Migrationserfahrung unserer Familie nicht verstanden werden. Und auf

der anderen Seite existiert natürlich auch die Angst bei denen, die der weißen deutschen Mehrheitsgesellschaft angehören und sich davor fürchten, dass Menschen hierherkommen. Sie beeinflussen das Gefühl für Sicherheit. **Zwei Jahre nach der Einreise, 1988, erhielten Ihre Eltern den positiven Asylbescheid. Sie und Ihr jüngerer Bruder nicht, obwohl Sie acht und Ihr Bruder zwei Jahre alt waren. Ihr „Verfolgungsschicksal“ stütze sich auf das Schicksal Ihrer Eltern und erfülle daher nicht die Voraussetzungen für einen eigenen, positiven Asylbescheid, zitieren Sie aus dem Behördenbrief. „Was haben**

meine Eltern gefühlt, als sie diesen Bescheid erhalten haben?“, fragen Sie sich. Deswegen heißt das Buch auch *Jahre der Angst, Momente der Hoffnung*. Genau das. Angst war immer das Hauptgefühl, wenn es um Deutschland ging. **Ihr Buch behandelt jedenfalls als eines der wenigen Bücher, die Migrationsbewegungen nach Deutschland betrachten, auch das Dysfunktionale in der Migrationsgesellschaft. Gerade wenn es um Gefühle von migrantischen Menschen oder Migrant*innen geht, da gab es bisher noch nicht viel an Literatur, das kann sein. Wenn von Gefühlen die**



FOTOS: MICHAEL BRUSSEL, URBAN ZINTEL, LUNSKI

„Nach meinem Verständnis schüren die Asylpraxis und vor allem die Debatten über Flucht und Migration Angst“

Rede war in der letzten Zeit, ging es meist um die Gefühle der sogenannten Abgehängten und besorgten Bürger, die die AfD wählen. Das wird von der Politik so forciert. Aber es ging wenig darum, auch die Gefühle von jungen migrantischen oder migrantischen Männern nachzuvollziehen oder zumin-

dest zu schauen, wo die Gründe liegen könnten, warum einige dieser jungen Männer sich so benehmen. **Was meinen Sie mit dem Benehmen der jungen Männer?** Das sind die, die Herr Merz (CDU-Vorsitzender Friedrich Merz, Anm. d. Red.) „kleine Paschas“ nennt. Inter-

essanterweise sind es immer nur die migrantischen Jugendlichen. Es wird kaum über ihr soziales Milieu gesprochen und darüber nachgedacht, wie sie aufgewachsen sind. Aber das sind ja eigentlich deutsche Jungs. Die sind hier in Deutschland geboren, vielleicht sogar in zweiter, dritter Generation. Das wird immer außen vor gelassen. **Auf Türkisch nennt man Jungs in diesem Alter „Verrücktes Blut“. Man weiß, okay, das Blut kocht bei diesen jungen Menschen. Sie dürfen nicht fast alles, aber Grenzübertretungen werden gesellschaftlich aufgefangen. Und was diese jungen Männer möglicherweise brauchen, ist**

Reibung. Die aber womöglich fehlt. Sie nennen die fehlende Art der Auseinandersetzung „Berührungslosigkeit“ und zitieren damit Ihren iranischstämmigen Lieblingsdichter SAID, der auf Deutsch schrieb. Als Student der Geschichte und Germanistik gehörte ich zu den wenigen Studenten mit Migrationsgeschichte. Und SAID schrieb über diese Berührungslosigkeit, die darin besteht, dass natürlich eine gewisse Zuneigung zu diesem Land besteht und der Sprache, aber keine Berührung möglich ist. Ich habe etwas länger gebraucht, bis ich verstanden habe, dass es letztendlich darum geht, sich nicht zu gehörig zu fühlen.

Dieses Gefühl der fehlenden Zugehörigkeit, oder wie Sie es in Ihrem Buch nennen „Exklusion“, kennen Sie ebenfalls aus Ihrem akademischen und beruflichen Umfeld. Wohl fühlten Sie sich nur als Tellerwäscher im Hotel, schreiben Sie. Und arbeiteten unter der Woche als Historiker und am Wochenende in der Gastronomie. Es war ein emotionaler Ausgleich zu der Härte im verkommenen Milieu, schreiben Sie.

Seit ich 15 bin, habe ich in verschiedenen gastronomischen Betrieben gearbeitet. Als Eisverkäufer, als Kellner, als Barkeeper. Ich kann immer noch sehr gut Bier zapfen. Am liebsten habe ich wirklich als Spüler, also als Tellerwäscher gearbeitet, weil das Mechanische an dieser Arbeit mir viel Spaß gemacht hat. Vor allem aber wegen der Menschen dort. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie. Alles, was ich jetzt sage, klingt wahrscheinlich banal. **Bitte, nur zu!**

... aber es ist schon eine bestimmte Form von Menschlichkeit. Ich kann es gar nicht anders sagen. Ich hatte wundervolle Kolleginnen in Hamburg, wo ich am Flughafen als Tellerwäscher gearbeitet habe, aus Thailand. Sie haben mir Essen mitgebracht und wir haben uns in den Pausen unterhalten. Und ich glaube, es ist einfach, da ist Berührung. **Sie begründen diese Szenerie und Ihr Gefühlsleben mit Pierre Bourdieus „gespaltener Haltung“: Sie ziehen sich aus den intellektuellen Zirkeln heraus, weil**

Sie als „Klassenaufsteiger“ keine Scham gegenüber Ihrer sozialen Herkunft spüren. Der französische Soziologe prägte auch den Begriff des „Habitus“, wo die soziale Klasse den Menschen in seinem Wesen prägt. Was ist Ihnen wichtiger: Habitus oder Identität?

Für mich ergibt das Konzept des Habitus mehr Sinn, da er erklärt, wie der Körper lernt oder der Körper durch praktische Erfahrung das Denken lernt. Das Konzept der Identität hat für mich nie wirklich

„Es wird immer über migrantische Jugendliche gesprochen, aber kaum über ihr soziales Milieu“

funktioniert, weil es etwas Statisches hat. In meinem Buch kommt, glaube ich, vielleicht nur ein- oder zweimal das Wort Identität vor. **Was sind denn nun die prägenden Gefühle der Migration?** Für mich ist es ganz stark das Gefühl der Exklusion. Scham. Hoffnung. Angst. Wut. Zorn, aber auch Geborgenheit. **Sie schreiben, dass es möglich ist, eine „Politik der Geborgenheit“ anzubieten, die alle hier lebenden Menschen anspricht. Ist das überhaupt möglich derzeit?** Sehr gut sehen konnte man es nach diesem furchterlichen terroristischen Anschlag in Solingen und davor in Mannheim, wie die Politik reagiert hat. Das ist die Art und Weise, wie Migrantinnen und Migranten immer wieder als Gruppe politisch diskreditiert werden. **Vor allem, wenn man bedenkt, dass Migrant*innen per se keine homogene Gruppe sind.** Genau. Auch innerhalb dieser Gruppen bestehen viele Konflikte und viele würden dem, was ich sage, auch wahrscheinlich gar nicht zustimmen. Aber worauf ich hinauswill: Diese Art von Debatten aus der Politik und auch Teilen der Medien wird mindestens seit 50 Jahren so geführt.

Langweilen Sie diese ewig gleichen Debatten nicht, so als Historiker?

Nie. Ich bin meist wütend. Ich fühle es körperlich. Es ist eine Mischung aus Wut und Übelkeit. **Das ist furchtbar.** Ich habe mich durch das Schreiben des Buches noch intensiver mit dieser Thematik beschäftigt. Seit Monaten bin ich sehr dünnhäutig, was das angeht. **Das letzte Kapitel ist Ihrem kleinen Sohn gewidmet. Ändert das Vatersein die Autorschaft?**

Er wurde geboren, während ich an dem Buch gearbeitet habe. Während ich ihn umgehängt an meiner Brust hatte, habe ich getippt. So sind einige Passagen mit ihm an meinem Herzen entstanden. **Schönes Bild. Ein weiteres, berührendes Bild ist, dass Sie sich in der Retrospektive fragen, was Ihrer Mutter damals als Alleinerziehender Kraft gegeben hat. Sie stand jeden Tag um 4.30 Uhr auf, ging zur Arbeit und kümmerte sich um Sie und Ihren Bruder.** Meine Mutter ist die stärkste Person, die ich kenne. Ich glaube, es war die Vorstellung der Zukunft ihrer Kinder. Der Wunsch danach, dass wir es später besser haben sollen. Eigentlich der tiefstehende Wunsch aller Eltern. „Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht“, sagte Václav Havel einst. Dies hatte sie, glaube ich, verinnerlicht.

Jahre der Angst. Momente der Hoffnung. Eine Gefühlsgeschichte der Migration Mohammad Sarhangi S. Fischer 2024, 320 S., 26 €

Ebru Taşdemir führte das Gespräch

ANZEIGE

REVOLUTION DES ALTERNS

In seinem neuen Buch führt Thomas Schulz in die angesehensten Longevity-Forschungslabore der Welt. Welche Ernährung, welche Sportarten sind am besten geeignet, um gesunde 100 oder sogar 120 Jahre zu werden? Kann die Einnahme von Zusatzstoffen oder Medikamenten tatsächlich das Leben verlängern? Und können wir uns die kommende Gesellschaft der Hundertjährigen überhaupt leisten? Ein faszinierender Einblick in die Möglichkeiten der modernen Medizin und die Herausforderungen einer immer älter werdenden Gesellschaft.

DVA
www.dva.de



336 Seiten, gebunden - 24,00 € / Auch als E-Book erhältlich.

SPIEGEL
Buchverlag

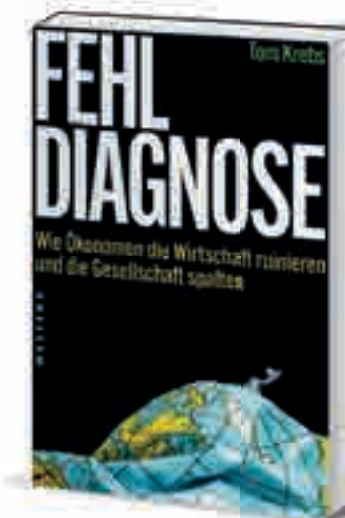
WESTEND

Der Bestseller von Emmanuel Todd jetzt auf Deutsch



ISBN 978-3-86489-469-5, Hardcover, 352 Seiten, 28,- €

Raus aus der marktliberalen Märchenwelt



ISBN 978-3-86489-430-5, Klappenbroschur, 240 Seiten, 25,- €

Bücher für die Wirklichkeit

Zeitenwende in den USA – Ist Frieden möglich?



ISBN 978-3-86489-478-7, Klappenbroschur, 176 Seiten, 20,- €

Lösungsoptionen für die Zukunft von Israel und Palästina



ISBN 978-3-86489-468-8, Klappenbroschur, 488 Seiten, 32,- €

Im freundlichen Buchhandel oder auf www.westendverlag.de

ANZEIGE

Im Menschenrechtskatalog enthalten

Solidarität Aleida Assmann will den Gemeinsinn, den „sechsten, sozialen Sinn“, dem Zugriff der Neuen Rechten entreißen

von **Ulrike Baureithel**

Es braucht nicht Wahlergebnisse wie zuletzt in Brandenburg, um die Abgründe kultureller Gräben auszumessen. Auch wenn die ostdeutschen Bundesländer vielleicht reflexhafter auf die Krise des Neoliberalismus reagieren, der dadurch herausgeforderte Gefühlshaushalt ist republikweit virulent. Die neoliberale Erzählung von autonomer Selbstentfaltung, von ungebremstem Individualismus und dem damit verbundenen Egoismus hat an Überzeugungskraft verloren. Um das Gemeinwesen zusammenzuhalten, braucht es Solidarität und Empathie. Doch während diese Gefühlskulturen einst von den linken kollektiven Bewegungen, beginnend mit der Arbeiterbewegung, besetzt waren, hat inzwischen die Rechte die Begriffe für sich gekapert. Das gruppenspezifische „Wir“ wirkt dann allerdings als Ausgrenzungsmechanismus, der gegenüber „Anderen“ in Stellung gebracht wird.

„Wir“ als Front gegen andere

Um diese Gefühlskulturen geht es der Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann, die zusammen mit ihrem im Frühjahr verstorbenen Mann, dem Ägyptologen Jan Assmann, den „Gemeinsinn“ als „sechsten, sozialen Sinn“, so der Untertitel ihres Buches, dem rechten Zugriff entreißen will. Unter Gemeinsinn versteht Assmann jene von der Französischen Revolution proklamierte Brüderlichkeit, die nicht gesetzlich verankert werden kann wie etwa Freiheit und Gleichheit, sondern im Miteinander entwickelt werden muss. Gemeinsinn ist der Kitt, der die Gesellschaft zusammenhält. In der Corona-Schutzmaske – und das wird bei manchem schon Widerspruch herausfordern – erkennen die Autoren das Emblem gemeinsinniger Haltung der jüngsten Zeit.

Zunächst folgt das Autorenpaar der Begriffsgeschichte des *sensus communis*, die von Aristoteles über die Aufklärer Kant und Christian Thomasius bis in die Frühzeit der Soziologie führt. Nach deren Direktive darf nur so gehandelt werden, wie wir es zum Nichtschaden aller anderen erwarten. „Was du nicht willst, das man dir tut, das füg' auch keinem anderen zu“, stimmt man Kinder auf diese Handlungsmaxime ein. Der Philosoph und Jurist Thomasius begründete eine aktivistische Verhaltenslehre, die sich der Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft bewusst ist, Solidarität evoziert und den gesellschaftlichen Zusammenhalt befördert. In der Bias von Gemeinschaft und Gesellschaft hat der Soziologe Ferdinand Tönnies den Gegensatz aufgemacht: Der „Wärmepol“ der Gemein-



Highland Park, CA, 2017

schaft zielt auf das Verbindende ab, während Gesellschaft uns zusammenführt.

Doch wie weit reicht eine derart aufgerufene Solidarität? Welchen Preis hat sie, und kann er auch zu hoch sein, wie es etwa in der Migrationsdebatte den Anschein hat? Und widersprechen Solidaritätsgefühle nicht grundsätzlich den dem Menschen innewohnenden egoistischen Impulsen, wie Forscher wie Heiko Rauhut oder Johannes Ullrich empirisch zu belegen versuchen und damit die negativ gestimmte Anthropologie bestärken? Kooperation, sagt Rauhut, beruhe auf Gegenseitigkeit. Es handle sich um „langfristige strategische Formen der Zusammenarbeit“, solidarisch zu sein, sei aber eigentlich gegen unsere Natur. Der Zwang zur Solidarität, so andere Kritiker, sei gar als übergreifende Zumutung zu werten.

Die beiden Assmanns dagegen rufen den Lyriker Bertolt Brecht und sein 1931 entstandenes Gedicht *Das Nachtlager* auf, um zu erklären, dass sich das solidarische

„Sprechen für“ grundsätzlich von einer „Solidarität gegen“ unterscheidet. Der Mann, der in Brechts Gedicht Passanten darum bittet, Obdachlosen ein Nachtlager bereitzustellen, spricht für eine Gruppe, deren Schicksal er nicht teilt. Sein humanitär grundiertes Handeln, so insinuiert das Gedicht, hilft den Betroffenen kurzfristig, schützt sie vor dem Schnee, „aber die Welt wird dadurch nicht anders“.

In der heutigen identitätspolitischen Debatte ist dieses „Sprechen für“ jedoch in Verruf gekommen, insofern sie das gruppenspezifische „Sprechen als“ (Migranten, Queere, Schwarze usw.) zur einzig legitimen Form des Einspruchs erklärt und der „Solidarität mit“ ihre Legitimation entzieht. Diese „sich selbstständigende Identitätspolitik hat fatale Folgen“, so die Autoren, wenn die partikularen Interessen die universalistischen aushebeln und das „Sprechen für“ im Namen anderer unmöglich machen. Kants Imperativ, bei jeder

Handlung „die abstrakte Instanz der Menschheit“ im Blick zu behalten, ist das Bollwerk gegenüber dem radikalen Individualismus, aber auch gegenüber einer nur gruppenbezogenen Solidarität, wie sie letztlich auch in der exkludierenden und von der Neuen Rechten aufgerufenen „Volksgemeinschaft“ behauptet wird.

Das Autorenduo sieht sich deshalb veranlasst, in epischer Breite noch einmal jene Theoretiker zu sezieren, die die Menschenbilder und Ordnungsbegriffe bereitstellten, die das verhängnisvolle „Freund-Feind-Denken“ beförderten: Konrad Lorenz, Arnold Gehlen und insbesondere den Staatsrechtler Carl Schmitt, der das Gemeinschaftsdenken im Geiste des deutschen Volkes pervertierte. Das ist schon vielfach ausgeleuchtet worden. Interessanter sind dagegen die Ausführungen zu dem weniger bekannten jüdischen Philosophen Karl Löwith, der die schon in den 1920er Jahren dominanten westlichen individualisti-

schen Menschenbilder einer Revision unterzog und den „Mitmenschen“ ins Spiel brachte, ohne die ein autonomes Subjekt gar nicht denkbar wäre.

Diese „Beziehungsgrammatiken“ zu entschlüsseln, ob sie nun als Ressentiment oder Populismus daherkommen oder im Liebesgebot verankert sind, ist der Kern des Unternehmens der beiden Konstanzer Wissenschaftler. Überzeugt davon, dass Menschen grundsätzlich mitfühlend und solidarisch sein können und sich darin auch von der Neurowissenschaft bestätigt sehen, plädieren sie für eine politische Kultur, die, statt das Entweder-oder, das Sowohl-als-

Die Werkzeuge humanitären Eingreifens für andere sind stumpf geworden

auch denken kann. Sie muss getragen sein von Respekt, der durch zivile Emotionen gestützt wird, wie etwa Anerkennung über soziale Grenzen hinweg. „Partikuläre Denkformen müssen in eine universalistische Perspektive eingebunden werden“, fordern sie, und den Menschenrechten Menschenpflichten an die Seite gestellt werden, um dem radikalen Individualismus, „der dem Menschenrechtskatalog eingeschrieben ist“, etwas entgegenzusetzen.

Auch wenn das Buch etwas mäandert und manche Themen zu breitflächig ausgemalt werden, zeugt es, im Falle von Jan Assmann posthum, vom nachdrücklichen Wunsch, die humanitären Wurzeln des Gemeinnsinns freizulegen und ihn von seiner rechten Kontaminierung zu befreien. Die Autoren verweisen beispielhaft auf die „Helden und Heldinnen des Alltags“, die den Gemeinsinn tagtäglich leben, vom Projekt versehrter Städte über die Initiatoren von Stolpersteinen bis hin zu den Betreibern der Tafeln. Aber egal, ob es um eine auf emotionale Berührbarkeit fußende Empathie geht oder um eine handlungstreibende Kampfsolidarität, wie sie der Soziologe Heinz Bude ins Spiel bringt, die Werkzeuge humanitären Eingreifens und des Sprechens für andere scheinen stumpf zu sein angesichts des Hasses, der einem gegenwärtig entgegenschlägt und politisch instrumentalisiert wird. „Die Beziehungen zwischen den Menschen“, so lautet die letzte Gedichtzeile Brechts, „bessern sich dadurch nicht. Das Zeitalter der Ausbeutung wird dadurch nicht verkürzt.“

Gemeinsinn. Der sechste, soziale Sinn
Aleida Assmann/Jan Assmann
C.H. Beck 2024, 262 S., 25 €

Schlemmen zwischen Alpen und Adria

Kulinarik Prämiert mit dem World Cookbook Award: Lojze Wiesers „Geschmackshochzeit 3“

von **Ute Cohen**

Alessandro Manzoni *Die Brautleute* ist einer der schönsten italienischen Romane des 19. Jahrhunderts. Er handelt von Renzo und Lucia, einem ikonischen Paar der Literaturgeschichte. Sie durchleben Gefangenschaft, Pestepidemie und die brutale Gewalt der spanischen Feudalherren im Mailand des 17. Jahrhunderts. Am Ende Erleichterung: Die Brautleute liegen sich den Armen, reich an Erkenntnis über die Widernisse des Lebens.

Der slowenischsprachige österreichische Autor und Verleger Lojze Wieser serviert den Lesern nun eine kulinarische Variante der „promessi sposi“. *Geschmackshochzeit. Die Vermählung von Alpen und Adria* lautet der Titel des in drei Sprachen – Slowenisch, Italienisch und Deutsch – verfassten Ban-

des. Es ist der dritte Band, in dem Ursprung und Entwicklung einer faszinierenden Berg- und Küstenküche ergründet werden. Herausgegeben wird das Buch, das weit mehr ist als ein klassisches Kochbuch, sondern Kulturgeschichte und schwärmerische Nachlese, vom Tourismusverband Klagenfurt, der offenbar weiß um das Potenzial seiner mit kulinarischen Schätzen verwöhnten Region. In den ersten beiden Bänden führte der Autor bereits in die Spitzengastronomie aus Slowenien, Friaul, Istrien und Kärnten ein. Belohnt wurde die mit Leidenschaft recherchierte Entdeckungsreise mit dem World Cookbook Award, der höchsten Auszeichnung für Kochbücher weltweit.

Lojze Wieser erzählt Mythen und Legenden ausgewählter Gerichte und versucht mit historischer Akribie eine kulinarische Wirklichkeit zu erkunden, wobei nicht selten der Mythos zur Wirklichkeit wird und vice versa. Einen Anspruch auf historische Wahrheit erhebt der Autor nicht, wohl aber auf Wahrhaftigkeit: „Wir nehmen eine Spur auf und finden Zeichen, die uns zu verschwundenen Wegen führen“, lautet der erste Satz des Buches. Die Spur führt in die

Küchen herausragender Köche zwischen Slow Food und *Guide Michelin*. Aufgetischt wird Lamm mit Mönchsbart, Kräuternudeln und Radieschen und Lebergulasch auf Trdinka-Polenta mit Trüffel Schaum.

Die Bayern müssen tapfer sein

Entdeckt wird in historischen Texten eine Poesie der Fachsprache, die im Laufe der Zeit verschwunden ist. Der Siegeszug der Technik blieb auch auf dem Gebiet der Sprache nicht aus. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts aber gingen „Culturhistoriker“ und Geologen noch erstaunliche Allianzen ein, die sich auch fachsprachlich auswirkten. Der Diorit-Porphyr liegt „in Gestalt erratischer Blöcke“ herum, und wird doch von findigen Geologen erkannt als „das geschätzte Mittel zur Erzeugung eines halbvergorenen, schwachgeistigen Getränkes“.

Dem Geheimnis des Kärntner Steinbiers versucht Lojze Wieser auf die Spur zu kommen und entdeckt Verwandtschaften mit der Braukunst in Litauen und Nordnorwegen. Auch in Polen wurde Steinbier gebraut. Wer sich nun aber Hopfenbier im Maßkrug auf dem Oktoberfest vorstellt,

halluziniert. Steinbier war ursprünglich ein Haferbier, das nie gänzlich abklärt und deshalb aus Tonkrügen getrunken wird. Erst später wurde Hafermalz durch Gerstenmalz oder ein Gemisch beider Malzsorten ersetzt. Hopfen wurde erstmals – mia san mia – in Bayern angebaut. Der erste Hopfengarten soll in der Hallertau im Jahre 736 von kriegsgefangenen Wenden angelegt worden sein. Als Wenden wurden Slawen bezeichnet, wobei der Begriff ursprünglich zur Abgrenzung von „den Anderen“ diente. Die Braukunst selbst, möchte man hinzufügen, ist freilich noch älter. In Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris gab es bereits Bierlokale, die ihren Ruhm weiblicher Braukunst verdankten.

Den Reiz dieses Buches macht es unter anderem aus, dass Gegenwartsdebatten durch den Appetit auf Wissen, auf mehr Details und historische Erkenntnis in weite Ferne rücken. Ob es sich um ein frühes „Othering“ in Bezug auf die Wenden handelte, tritt in den Hintergrund. Selbst die Bayern müssen tapfer sein, wenn die Autoren verschiedene Regionen Europas unter dem Dach der Bierbrauer vereinen. „Jedenfalls wird seit dem 8. Jahrhundert in unse-

rer Gegend in der ein oder anderen Weise Bier gebraut. Meist ein Hausbier, das in kürzester Zeit getrunken werden konnte und einfach in der Herstellung war“, heißt es lakonisch. Wie überhaupt in diesem Buch der Akzent auf Versöhnung und Tradition gesetzt wird. Dem Autor schwebt eine kulinarische gesellschaftliche Utopie vor: Neue Gewohnheiten sollten tradiert werden aus der Rückbesinnung auf gewonnene Erfahrungen. Wieser erweist sich dabei als Fährtensucher, der das kulturelle Erbe unserer Vorfahren aufspürt. Dabei läuft er keineswegs Gefahr, einem Retrokult zu verfallen. Immer schwingt eine Lust an der Öffnung, an neuen kulinarisch inspirierten Grenzziehungen und -überschreitungen mit. Der Leser darf sein eigenes Süppchen kochen! Nachpfeffern erwünscht!

Die *Geschmackshochzeit* ist ein geglücktes Happy End für eine Gegend, die wie Manzoni Renzo und Lucia erst einmal Hindernisse überwinden musste, um vom Glück zu zehren.

Geschmackshochzeit 3. Die Vermählung von Alpen und Adria Lojze Wieser
Wieser Verlag 2024, 100 S., 24,80 €



Alhambra, CA, 2016

FOTO: MICHAEL DRESSEL

Schulsystem am Abgrund

Bildung Den Schulen und der Bildung geht es schlecht. Wie schlecht, weiß der Soziologe Tim Engartner zu berichten

von Joachim Feldmann

Vor einem Computer, dem „mechanischen Lehrer“, bearbeitet ein elfjähriges Mädchen ganz allein individuell gestaltete Lernaufgaben. Kontakt zu anderen Kindern gibt es nur außerhalb der „Schulzeiten“. In einem alten Buch hat es gelesen, dass das einmal anders war. Damals, so stellt sich das Kind vor, machte das Lernen Spaß.

In seiner Kurzgeschichte *The Fun They Had* entwarf der Science-Fiction-Autor Isaac Asimov bereits 1951 die Dystopie eines technologiegesteuerten Bildungssystems, zwei Jahrzehnte bevor das „programmierte Lernen“ zur kurzlebigen didaktischen Mode wurde. Ältere werden sich noch an die Sprachlabore erinnern, mit denen in den 1970er Jahren individualisierte Fremdspracheninstruktion ermöglicht werden sollte. Bald aber verstaubten die teuren technischen Geräte und die aufwendig ausgestatteten Räume wurden vor allem für Klassenarbeiten genutzt. Doch der Traum von selbstgesteuerten Lernprozessen war noch nicht vorbei. Im Gegenteil. Zumal die technischen Voraussetzungen inzwischen vorhanden sind. Was Asimov für das Jahr 2157 imaginierte, ist mehr als ein Jahrhundert früher schon überholt. „Digitalisierung“ heißt das Zauberwort, das seit mindestens einem Jahrzehnt eine grundlegende Reaktivierung unserer Bildungslandschaft verspricht.

Falsch, sagt der Kölner Sozialwissenschaftler Tim Engartner in seinem Buch *Raus aus der Bildungsfalle*. Die flächendeckende Ausstattung von Schulen mit Informationstechnologie würde, wenn sie finanziell überhaupt zu stemmen sei, keines der zahlreichen Probleme, mit denen unser Schulsystem zu kämpfen hat, lösen. Doch bevor er sich im kritischen Detail den bildungsökonomischen Aspekten der Digitalisierung widmet, liefert Engartner eine Bestandsaufnahme des verheerenden Zustands der vormaligen „Bildungsrepublik Deutschland“. Immer mehr Kinder verlassen die Grundschule als funktionale Anal-

phabeten und sind nach Abschluss der Sekundarstufe kaum ausbildungsfähig. Die Ausrichtung von Bildungsinhalten und Unterrichtsformen an den vermeintlichen Bedürfnissen der Arbeitswelt hat offenbar das Gegenteil des Erwünschten zur Folge. Aber auch das Abitur kann längst nicht mehr als „Allgemeine Hochschulreife“ gelten. Denn obwohl die Durchschnittsnoten immer besser werden, ist es um die Studierfähigkeit der jungen Menschen schlecht bestellt, wie die steigende Zahl der Studienabbrüche belegt. Dass Engartner unter diesen Umständen für einen neu interpretierten Bildungsbegriff im Sinne Wilhelm von Humboldts plädiert, wundert nicht. Die Auffassung des preußischen Schulreformers (1767–1835), dass es „schlechterdings gewisse Kenntnisse, die allgemein sein müssen“, gebe, sei gerade angesichts der Vereinnahmung von Bildung durch ökonomische In-

also kein Weg vorbei, wie man in Schweden erst unlängst wiederentdeckt hat, um folgerichtig den Gebrauch von Tablets im Unterricht nur noch für ältere Kinder ab zwölf zuzulassen. Bis es in Deutschland so weit ist, kann es dauern. Schließlich verzögert die föderale Struktur der Schullandschaft eine einheitliche Bildungspolitik. Ein Kompletterverbot internetfähiger Geräte in Schulgebäuden, wie es im zentralistisch regierten Frankreich bereits seit 2018 gilt, wäre bei uns nur schwer durchzusetzen. Dass der bundesrepublikanische Föderalismus für Tim Engartner eine „Stolperfalle“ auf dem Weg zu einer grundlegenden Verbesserung unseres Bildungssystems darstellt, versteht sich.

Auch in anderen Bereichen fällt die Diagnose des Autors vernichtend aus. Von der unzureichenden Finanzierung der Kitas über den maroden Zustand der schulischen Infrastruktur bis hin zu familiären Erziehungsversäumnissen reicht die Mängelliste. Auf die Herausforderung in unseren Schulen durch die wachsende Anzahl von Kindern, in deren Elternhäusern kein Deutsch gesprochen wird, sei bislang keine konstruktive Antwort gefunden worden. Und das in einem Bildungssystem, das sich seit jeher durch eine ungerechte Verteilung der Chancen auszeichne. All das zu ändern, erfordert eine gewaltige Kraftanstrengung. Engantners „Forderungen für eine Renaissance der Bildung“, zehnt an der Zahl, sind berechtigt und nachvollziehbar, aber wohl schwer zu realisieren. Denn sie kosten fast alle sehr viel Geld und würden zudem ein vernunftgesteuertes Umdenken jenseits von Partikularinteressen erfordern. Manches wäre schon gewonnen, wenn die Vorstellung, die Qualität einer Schule ließe sich an der Anzahl vorhandener digitaler Endgeräte messen, in das Reich des Aberglaubens verabschiedet würde. Erfolgreiches schulisches Lernen ist ein komplexer zwischenmenschlicher Prozess. Und dieser erfordert ein Milieu, das zur Anstrengung ermutigt, wie schon die traurige Heldin in Asimovs Kurzgeschichte ahnte. Dass davon leider immer weniger die Rede sein kann, bleibt die bittere Bilanz dieses engagierten Plädoyers für eine bildungspolitische Neuorientierung, dessen Lektüre auch den Entscheidungsträgern in der Kultusbürokratie dringend empfohlen sei.

Raus aus der Bildungsfalle. Warum wir die Zukunft unserer Kinder gefährden
Tim Engartner Westend 2024, 239 S., 25 €

Am klassischen Lernen, am besten mit Buch und Heft, führt kein Weg vorbei

teressen hochaktuell. Wie die aussieht, schildert der Autor plastisch am Beispiel der weltweit operierenden Technologiekonzerne, die ihre Produkte gerne Schülerinnen und Schülern zur Verfügung stellen. Natürlich nicht kostenlos, auch wenn es manchmal auf den ersten Blick so aussieht. Denn wer beispielsweise die Lernplattform von Marc Zuckerbergs sozialem Netzwerk Meta (Facebook, Instagram etc.) nutzt, zahlt mit seinen Daten. Auch Google, sehr aktiv in der Fortbildung von Lehrkräften, agiert natürlich nicht uneigennützig im Bildungsbereich. Die Auswirkungen auf den Lernerfolg sind allerdings zweifelhaft. Ein „positiver Effekt auf die fachlichen Leistungen von Lernenden“ durch „den schulischen Einsatz digitaler Medien“ lasse sich nicht feststellen, zitiert Engartner internationale Meta-Studien. Am beharrlichen Lernen, am besten ganz analog mit Buch und Heft, führt

Den Individualismus verlernen

Miteinander Mit einem weitläufigen Begriff von Liebe will Emilia Roig Beziehungen aller Art befreien

von Vanessa Oberin

Schon viel geschrieben worden ist über die romantische Liebe. Spätestens seit Eva Illouz wissen wir, warum sie wehtut und warum sie endet. Die moderne Paarbeziehung soll uns erfüllen, und zwar voll und ganz. Wer in ihr kein Glück findet, gilt als gescheitert. „Wir lernen sehr früh, dass die romantische Liebe eines der wichtigsten Projekte unseres Lebens sein wird“, schreibt Emilia Roig in ihrem neu erschienenen Essay über das Lieben. Schon mit dem Verb im Titel wird deutlich: Der Autorin geht es nicht um die Liebe als Institution, sondern um eine Praxis der Liebe abseits konventioneller Vorstellungen von Romantik.

Nachdem Roig bereits in *Das Ende der Ehe* (2023) für eine Abschaffung der institutionalisierten Liebe plädiert hat, zeigt sie nun erneut, aus welchen machtvollen gesellschaftlichen Normen unsere engsten Beziehungen gestrickt sind. Versprechen Partnerschaft und Familie der klassischen Vorstellung nach Sicherheit und das ultimative Glück, wissen wir längst: Sie sind auch „der primäre Ort, an dem Kinder und Frauen Gewalt erfahren“.

Im Buch erzählt Roig von ihrer eigenen Missbrauchserfahrung, von Verlust, Wut und Schmerz, die sie in einem langen Heilungsprozess in Selbstliebe wenden konnte. Lieben ist hochgradig persönlich wie spirituell: Immer wieder verbindet die Autorin ihre eigene Geschichte mit den unzähligen Fragen heutiger Lebens- und Liebensweisen und findet Antworten – auch jenseits rationaler Weltvorstellungen.

Am Anfang entwirft Roig ein Bild konzentrischer Kreise, das zugleich den Essay strukturiert: Es beginnt im Kleinen, mit der Familie sowie den „Lovers“, und endet im Großen, mit dem Kosmos. Ihr Liebesbegriff durchquert diese Kreise, über Freund*innenschaft, Natur und Tierwelt findet sie am Ende zur Verbindung all dieser Dimensionen.

Die Gefühle der Verbundenheit, die Roig beschreibt, könnten auch Empathie oder Solidarität heißen, doch schreibt sie von Liebe, um ihr die Exklusivität zu nehmen und sie der Logik der Leistungsgesellschaft zu entreißen. Man stelle sich nur vor, wel-

che Energie freigesetzt würde, würden wir uns nicht länger mit der Suche nach „the one“ oder dem Aufrechterhalten der perfekten Familienfassade aufhalten.

Geht etwas verloren, wenn Liebe zur allumfassenden Praxis wird? „Die Ausdehnung der Liebe auf mehrere Menschen schwächt sie nicht, sondern kann sie stärken, weil es Einzelne von dem Druck des Besitzanspruchs befreit“, schreibt Roig etwa über die vorurteilsbehaftete Polyamorie. Eifersucht gründe auf einem Mythos der Knappheit. Versteht man aber, dass Liebe keine begrenzte Ressource ist, könne man sich aus der Enge der vorherrschenden Ideale befreien.

Freundschaft Plus

In der Freundschaft, jener zweckfreien, selbst gewählten, aber leider oft vernachlässigten Beziehung, liegt für Roig antikapitalistisches Potenzial. Freundschaft muss sich auf keine externe Logik beziehen, um zu existieren: „Eine Beziehung, die frei ist vom Druck, finanzielle, soziale, wirtschaftliche oder politische Ziele zu erreichen.“ Schon jetzt gewinnt die bedingungslose Fürsorge in freundschaftlichen Gemeinschaften an Bedeutung.

Roigs weitläufiger Liebesbegriff definiert sich im Wesentlichen darüber, „den so stark ausgeprägten Individualismus unserer Zeit zu verlernen“. Dabei hilft der Autorin zufolge auch Zeit in der Natur und ein Blick in die Sterne. „Federleicht und flüchtig“ dürfen wir uns fühlen, wenn wir uns auf unseren Platz im Kosmos besinnen, an dem wir Teil eines großen Ganzen sind.

Mit dieser Perspektive lässt sich auch die Fürsorge für andere Menschen ausdehnen und systemische Ungerechtigkeit – Roigs werkübergreifendes Thema – angehen. Dabei ist die Autorin nicht so naiv zu glauben, dass Liebe die tiefen Risse von Kapitalismus und Kolonialismus ohne Weiteres kitten kann. In *Lieben* geht es um eine weitaus größere Transformation, für die man zunächst bereit sein muss, die Grenzen der eigenen Weltvorstellung einzureißen.

Lieben Emilia Roig
Hanser Verlag 2024, 128 S., 20 €

ANZEIGE

»Vor 25 Jahren beschrieb der US-Politikberater Zbigniew Brzezinski die Bedeutung der Ukraine für Russland. Sein Buch liest sich nun wie eine Prophezeiung.«

Malte Lehming im Tagesspiegel (2 Tage vor dem russischen Einmarsch in die Ukraine am 24. Februar 2022)



Zbigniew Brzezinski

Die einzige Weltmacht

Amerikas Strategie der Vorherrschaft und der Kampf um Eurasien

296 Seiten, 20 Euro
ISBN 978-3-939816-97-3

Ende des 20. Jahrhunderts waren die Vereinigten Staaten von Amerika nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion die einzige noch verbliebene Supermacht. Und noch nie in der Geschichte der Menschheit hat eine Nation über so große politische, militärische und ökonomische Macht verfügt, um ihre Interessen global durchzusetzen. In seinem Buch „Die einzige Weltmacht“ legt der frühere Präsidentenberater Zbigniew Brzezinski dar, welche Strategie die USA verfolgen sollten, um ihre globale Vormachtstellung auch im 21. Jahrhundert zu bewahren.

nomen www.nomen-verlag.de

Alles wandelt sich, nichts geht unter

Sachbuch-Kolumne Einmal im Monat selektiert Prof. Dr. Erhard Schütz seine wichtigsten Sachbücher und stellt sie an dieser Stelle vor. Diesmal geht es um Superreiche, Siebeck, den guten Takt und den Tod

Verrückt, ja, blickt man etwa auf den Irrsinn der Superjachten oder ähnliche Exzesse. Julia Friedrichs steigt zwar in ihrem Buch *Crazy Rich. Die geheime Welt der Superreichen* damit ein, sucht dann aber nach einer Welt dahinter. Zu einigen der deutschen Superreichen hat sie Zugang bekommen, spricht ausführlich mit ihnen. Noch ausführlicher sind ihre gründlich recherchierten Zusatzinformationen. Das ist nötig, denn ihre Gesprächspartner sind die „Normalen“ unter den Verrückten. Alle reden von der polarisierten Gesellschaft. Aber fast alle – zumal Soziologen – starren nur auf den Pool der Benachteiligten. Den der Bevorteilten kennt man kaum, außer aus Societyblättern oder Filmen. Manche der Reichen, so Julia Friedrichs, sind so, die meisten eher nicht. Man findet unter ihnen das Spektrum von boulevardesken Millionären wie „die Geissens“ bis zur entsagenden Keks-Erbin Verena Bahlsen. Man findet Protze und Verstecker, Grübler und Sonnige. Ein Prozent der Bevölkerung hält ein Drittel des Besitzes. Von 130 Befragten waren drei Viertel Männer, drei Viertel hatten geerbt, in der Regel fungieren sie als Unternehmerinnen oder Rentiers. Interessant wird es, wenn es um deren Lebenswelt geht, um Dispositionen, Verhalten und Milieus. Man hat eigene Jachten, Flugzeuge, Hotels oder Resorts. Man hält sich für erwählt, kauft aus Furcht möglichst die Nachbarschaften auf. Und man beschäftigt eine riesige Entourage an Personal, nicht nur Bedienstete und Security, sondern auch Anwälte oder Architekten, ohnehin Berater jedweder Expertise. Die Herrschaften schaffen also Arbeitsplätze. Mit einer anderen Steuergesetzgebung käme ihr Reichtum freilich effizienter und nachhaltiger der gesamten Gesellschaft zugute...

Vom Flakhelfer, Schwarzmarkthändler, Schildermaler zum Pressezeichner, Filmjournalisten und Esskritiker. Oder wie der Sohn eines fernen Nazi-Vaters zum Stilentalent und Speisengenießter und durch beides zum kulinarischen und weltöffnenden Mittelstandserzieher wurde. Wolfram Siebecks nachgelassene Memoiren *Ohne Reue und Rezept. Mein Leben für den guten Geschmack* erzählen deutsche Geschichte vom Krieg bis in die endende Hoch-Zeit der BRD mit der DDR sehr individuell fokussiert, aber gerade dadurch als lebendiges

Es gibt gute Ratschläge, wie den, dass man als Weinliebhaber am besten einen Kombi fahren sollte, und Weistümer, dass die Menschen allein vom „Kunstfraß der Nahrungsmittelindustrie“ zu dick werden. Oder: „Der grassierende affirmative Journalismus ist ein starkes Indiz für menschliche Charakterschwäche.“ Ein großes Vergnügen von einem Charakterstarken!

Ein brisantes Thema, ein schmales Büchlein, eine luzide Darlegung. Zwischen gebieterischen Moralismen einerseits, allfälligen Verrohungen andererseits fehlt die Mitte – fehlen Höflichkeit und Takt. Gestützt auf Gewährsleute wie Ernst Bloch und Helmuth Plessner, Castiglione und Gracián, diätisch gewürzt mit Exempeln aus Politik und Medien, räsoniert Martin Scherer über *Nähe und Distanz im menschlichen Umgang*. Höflichkeit, die durch die Schule des Bürgertums raffinierten Konventionen des Feudalismus ging, wäre demnach das dezent gezeigte Bewusstsein für Konventionen, Takt die wohlwollende Anerkennung von der Andersheit des Anderen. Takt bedeutet demnach auch „Kränkungsprophylaxe“ (Odo Marquard), die Verschonung des Gegenübers vor der Konfrontation mit seiner Dummheit oder Ungehobeltheit. So bleibt die Chance für beide, ihre Würde zu wahren. Takt „gründet in situativem Gespür und Geschick“, es bedarf des Taktes, dies zu lehren: „Erziehung ohne Kränkung, Demütigung und Einschüchterung“. Bleibt noch die Frage, wie taktvoll es ist, ein Buch über Takt zu verschenken. Es gelesen zu haben aber immunisiert gegen alle Trollereien dieser Welt!

Florian Klenk, Chefredakteur des Wiener *Falter*, hochgepreiser

Erhard Schütz war bis zum Jahr 2011 Professor für Neue Deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin. Für den *Freitag* schreibt er einmal im Monat die Kolumne *Sachlich richtig*, eine konsequent verknappte, höchst subjektive Auswahl von Sachbüchern, die man unbedingt lesen sollte

Geflecht aus vielfältigen Bezügen und Erfahrungen. Siebeck erzählt vom Einfluss der Soldatensender der Briten und Amerikaner bis zur Bedeutung von Neureichen für die Avantgardeförderung. Dazu kommt ausgiebig Anekdotisches über seine Wohnungen bis zur Münchner Kunstschickeria, sein Buch ist überhaupt ein Staffellauf an Prominenz aus Film, Presse, Kunst und Küche, in selbstironischem Duktus durchgehalten, und in alledem bleibt Siebeck ein amüsanter Anwalt von Offenheit gegenüber dem Zufall, aber streng gegen „Geschmackssingenieure“.



Die Kälte und Härte des Universiums

Die Bilder dieser Beilage stammen von dem 1958 in Ost-Berlin geborenen Fotografen Michael Dressel. Dressel studierte kurz Bühnenbild an der Kunsthochschule Weißensee; nach einem gescheiterten Fluchtversuch verbrachte er zwei Jahre in Haft. Es folgte die Ausbürgerung. 1985 lebte er für kurze Zeit in West-Berlin, von wo es weiterging nach Los Angeles. In L. A. arbeitete Dressel sehr erfolgreich als Soundeditor. „Die amerikanische Landschaft des Westens zeigt für mich die Härte und Unbarmherzigkeit des Universiums (...). Diese Orte sind für mich genauso aussagekräftig für den Zustand dieses Landes wie die Blicke der Menschen, denen ich begegne. Die Menschen, die Gesellschaft und auch die Landschaft fühlen sich einfach verbraucht an.“ Der Band *The End is Near, Here* (176 S., 104 Abb., 29 €) ist bei Hartmann Books erschienen

Reporter, hat aus der Expertise des Wiener Gerichtsmediziners Christian Reiter eine Reihe von Kapiteln zusammengestellt, die mit dem allfälligen True-Crime-Hype nichts am Hut haben. In *Leben und Tod* geht es tief hinab in die Geschichte der Gerichtsmedizin, zum Beispiel in die Pestgeschichte und -forschung oder zur Vampirhysterie Anfang des 18. Jahrhunderts. Um den um 1720 geborenen schwarzen „Universalgelehrten und Universaldiener“ Soliman, dessen Haut man auf ein Holzgestell zog, wie um den Kampf für dessen posthume Menschenwürde.

Stets geht es um die medizinische Aufklärung dahinter. Gelegentlich auch um forensische Obsessionen wie serienweise konservierte Penisse und deflorierte Hymen. Vor allem um Zeitnahes, um Helfer, die zu Mördern werden, oder die Obduktion eines bei der Abschiebung brutal Umgekommenen. So makaber die einzelnen Episoden, so human ist der Impetus der Darstellung. In einem Buch zuvor hatte Klenk als Vorzug des Reportierens genannt, „dass man Distanz zu sich selbst findet – und Nähe zu den

anderen“. Hier kann man das nachvollziehen, ausgerechnet in der Begegnung mit dem Tod, „mit Neugier und offenen Sinnen“.

Jules Renard wusste: „Der Tod ist kein Künstler.“ Herrschsüchtige Experten schon gar nicht. Darum plädiert Lorenz Jäger für eine „Wieder-Aneignung, Neu-Aneignung der enteigneten Künste des Lebens und des Sterbens“. Der ehemaligem Leiter des Ressorts Geisteswissenschaften bei der FAZ geriert sich daher nicht als Ratgeber, sondern bearbeitet ein philosophisches Brevier. „Wer die Menschen sterben lehrte, würde sie leben lehren“ – dabei ist er Montaigne so verpflichtet wie der wiederum Lukrez, in denkerischer Bedachtsamkeit, in Reverenz an all jene, die in Literatur und Philosophie über rechtes Leben und würdiges Sterben dachten, im tief gebildeten, aber nie damit protzenden Rekurs auf Ältestes wie das *Gilgamesch-Epos* oder das *Alte Testament*, auf uralte Gewordene wie Ernst Jünger oder Hans-Georg Gadamer, auf zu früh Verstorbene wie Wilhelm Hauff oder Georg Büchner. Zu

jung, wie Walter Benjamin oder Franz Kafka, auf reife Frauen wie Joni Mitchell oder Ulrike Edschmid, entwickelt er von Fall zu Fall seine eigenen Gedanken aus denen Vorangegangener. Entstanden ist ein wohlangelegter Lehrpfad in kluger Gelassenheit. Und dann wäre da noch Ovid: „Alles wandelt sich, nichts geht unter.“

Crazy Rich. Die geheime Welt der Superreichen Julia Friedrichs Berlin Verlag 2024, 384 S., 24 €

Ohne Reue und Rezept. Mein Leben für den guten Geschmack. Wolfram Siebeck M. e. Nachwort v. Vincent Klink, Schöffling 2024, 224 S., 26 €

Takt. Über Nähe und Distanz im menschlichen Umgang Martin Scherer zu Klampen 2024, 120 S., 14 €

Über Leben und Tod. In der Gerichtsmedizin Florian Klenk Zsolnay 2024, 192 S., 23 €

Die Kunst des Lebens, die Kunst des Sterbens Lorenz Jäger Rowohlt 2024, 272 S., 25 €

Herausgeber: der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co. KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 Philip Grassmann (V.i.S.d.P.) Verantwortliche Redakteurin: Katharina Schmitz Art Direction: Lisa Kolbe Bildredaktion: Ann-Kristin Ziegler Redaktionsschluss: 4. Oktober 2024

ANZEIGE

#booksthatmatter



Ein Band zur Geschichte und Tradition der »Feministischen Internationale« – Inspiration für aktuelle Diskussionen und Kämpfe um Gleichberechtigung und soziale Gerechtigkeit

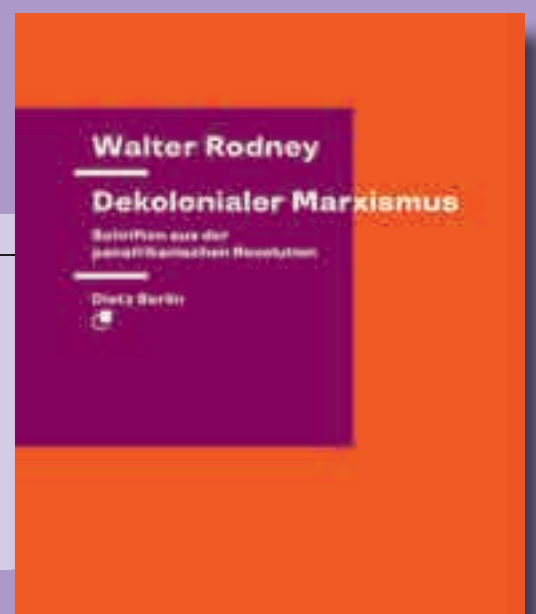
Vincent Streichhahn (Hrsg.) **Feministische Internationale** Texte zu Geschlecht, Klasse und Emanzipation 1832–1936 246 Seiten | 20,00 € ISBN 978-3-320-02421-5



Die Weigerung einer nach Auschwitz deportierten Ärztin, an medizinischen Experimenten teilzunehmen

Walter Rodney **Dekolonialer Marxismus** Schriften aus der panafrikanischen Revolution Aus dem Englischen von Christian Frings 264 Seiten | 29,00 € Erscheint Ende Oktober ISBN 978-3-320-02418-5

Adélaïde Hautval **Medizin gegen die Menschlichkeit** Hrsg. von Florence Hervé und Hermann Unterhinninghofen 2. aktualisierte und ergänzte Auflage 144 Seiten | 12,00 € ISBN 978-3-320-02154-2



»Im Hinblick auf den sich neu formierenden Widerstand gegen den globalen Kapitalismus ist seine fesselnde Analyse aktueller denn je.« – ANGELA DAVIS

dietzberlin.de

Dietz Berlin